

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Birgit Rabisch
Unter Markenmenschen
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

28. Februar

Liebe Mama,

ja, so möchte ich dich nennen, obwohl kein Mädchen meines Alters sonst noch so ein Wort in den Mund nimmt. Aber ich möchte dich trotzdem nicht einfach »Mutter« nennen, obwohl ich von dir nicht viel mehr weiß, als dass meine Gen-Ausstattung zur Hälfte von dir stammt. Solange ich lebe, bist du schon tot. Als ich deinen Leib verlassen musste, hast du mich verlassen. Warum schreibe ich an eine mir Unbekannte, die noch dazu tot ist und die keiner meiner Sätze erreichen kann? Ich weiß es nicht.

Als Benjamin mir zu meinem siebzehnten Geburtstag dieses Buch schenkte, das er bei einem seiner vielen Besuche in Antiquariaten aufgetrieben hat, habe ich zuerst nur das Äußere bewundert: den Leineneinband mit den aufgedruckten Rosen und dem in Goldbuchstaben eingepprägten Titel: TAGEBUCH. Beim Blättern in den leeren Seiten fiel mir auf, wie angenehm sich das Papier anfühlte.

»Bütten!«, sagte Benjamin stolz.

Als Krönung des Ganzen empfand ich aber das kleine vergoldete Schloss mit dem winzigen Schlüssel – zwar absolut ungeeignet, Herzensergüsse sicher zu verwahren, aber einfach *zu süß!*

Ich legte das Buch in meinen Nachttisch und freute mich daran wie an den vielen anderen schönen, nutzlosen Dingen, die mein Bruder aus den Antiquariaten anschleppt. Die Idee, es tatsächlich selbst als Tagebuch zu verwenden, kam mir zuerst gar nicht. Ich habe bis-

her nie etwas über mich geschrieben, und wenn, hätte ich es meiner *Medienstation* diktieren lassen.

Erst als Benjamin vor ein paar Tagen auch noch mit einem Füllfederhalter ankam, dazu königsblaue Tinte und ein Stapel so genanntes Löschpapier, hatte ich die verrückte Eingebung, dieses Buch tatsächlich als Tagebuch zu benutzen, die weißen Büttenseiten mit blauen Worten zu bedecken – ganz wie die Menschen früher. Im Museum habe ich einmal eine Reihe solcher Handschriften gesehen. Man muss sich einmal vorstellen, dass damals ganze Bücher von Hand geschrieben wurden! Ich bin es natürlich nicht gewohnt, irgendetwas, außer vielleicht mal ganz kurze Notizen, direkt niederzuschreiben. Aber ich habe es immerhin noch gelernt. Seit der massenhaften Verbreitung des *Sprachstifts*, der das gesprochene Wort beim Aufsetzen der Mine auf Papier automatisch in Schrift umsetzt, geht diese Fähigkeit zunehmend verloren und wird wohl auch bald aus dem Lehrplan der Schulen gestrichen. Ich war jedoch plötzlich davon fasziniert, mit diesem urtümlichen Schreibgerät Füllfederhalter meine Gedanken zu Papier zu bringen. Mir schien diese unzeitgemäße Art meinen oft unzeitgemäßen Gedanken angemessen.

Ich tunkte die Stahlfeder ins Tintenfass, drehte am Ende des Kolbens und saugte die tiefblaue Flüssigkeit in den Füllfederhalter hinein. Ich nahm ein Blatt Papier und übte mich im Schreiben ein. Schließlich traute ich mich, das Tagebuch aufzuschlagen, und schrieb in großen Buchstaben auf die erste Seite: SIMONE.

Ich trocknete meinen Namen mit einem Blatt des Löschpapiers und betrachtete ihn. Er erschien mir vertraut und fremdartig zugleich; Gefühle, die ich auch mir selbst gegenüber habe: mal bin ich mir ein offenes Buch und mal eins mit sieben Siegeln.

Mehr schrieb ich an diesem Tag nicht, nur meinen Namen. Doch jetzt habe ich also tatsächlich angefangen, ein Tagebuch zu schreiben; drei Seiten sind schon mit den Auf- und Abschwüngen meiner Hand bedeckt, ich komme immer flotter voran, und vielleicht komme ich auf diese Weise ja auch der SIMONE vom Titelblatt ein wenig auf die Spur.

Wer ist sie?

Sie ist ein mutterloses Kind, daher auch dieser merkwürdige Anfang, als könne sie sich an eine Frau wenden, die es seit siebzehn Jahren auf dieser Welt nicht mehr gibt, als könne sie einen Kontakt herstellen, der unmöglich ist, eine Antwort erhalten, wo ihr höchstens ihr eigenes Echo entgegenschallen kann. Lächerlich! Wie kann sie bei einer Toten Halt und Geborgenheit suchen? Einer Toten, die noch dazu schuld ist an ihrer Fremdheit in der Welt!

Du bist es doch gewesen, Mutter (nein, jetzt kann ich dich doch nicht »Mama« nennen), die mich als *ungestaltetes Wesen*, wie sie sonst nur in den Armensiedlungen am Rand der Städte vegetieren, auf die Welt gestoßen hat. Du, die ihren Sohn Benjamin mit dem besten damals käuflichen *Markengenmaterial* ausgestattet hat, hast mich wild empfangen und ausgetragen, so wie mich die Natur geschaffen hat. Du, eine reiche Frau, die ihrer Tochter mühelos ein erstklassiges *Markengenom* hätte finanzieren können, hast mich als *No name* geboren! Du hast wissen müssen, was du mir damit antust. Ich kann und werde es dir nie verzeihen!

Ich konnte erst einmal nicht weiterschreiben. Ich habe nicht gewusst, dass noch immer so viel Hass auf meine Mutter in mir steckt. Ich dachte, ich hätte diese Gefühle längst überwunden. In letzter Zeit habe ich eigentlich nur voll Sehnsucht an sie gedacht, ja, ich war sogar nei-

disch auf Benjamin, der unsere Mutter gekannt hat, ganze achtzehn Jahre seines Lebens. Wie oft habe ich ihn schon gefragt, an was er sich noch erinnert, wie er sich ihren ungeheuren Fehltritt erklärt, aus dem ich hervorgegangen bin. Seine Antworten sind leider immer ziemlich einsilbig, und so fällt es mir schwer, mir vorzustellen, was für ein Mensch meine Mutter war. Eben habe ich noch einmal meine Aufzeichnungen unterbrochen, weil Benjamin mich zum Essen gerufen hat. Wir kochen beide gern und lassen uns das Essen nur selten liefern. Heute hat er mich mit einer *Création rouge* überrascht, ein naturfarbenes Rindersteak mit einer Gemüserosette aus naturroten Möhren und Paprika sowie gentechnisch geröteten Auberginen und Zucchini in farblich fein abgestuften Rottönen. Seit praktisch alle Gemüse in allen Farbvariationen zu haben sind, kann man Menüs zaubern, die fast schon alten Gemälden gleichen. Mein Essen gestern habe ich *Monets Seerosenteich* getauft, eine Komposition aus verschiedenen Kohlsorten in impressionistischem Blaugrün. Das reichte schon fast an die Kreationen hoch dotierter Menü-Designer heran, die für ihre Einfälle viel Geld kassieren.

Benjamin hat sich sehr darüber gefreut, als ich ihm erzählt habe, dass ich jetzt tatsächlich angefangen habe, Tagebuch zu schreiben. Er meinte, das werde mir gut tun. Ich hätte viel zu wenig Austausch mit anderen Menschen, und so wäre ich wenigstens gezwungen, meine Gedanken auszuformulieren anstatt immer nur dumpf vor mich hinzubrüten. Wahrscheinlich hat er Recht, mein kluger Bruder. Eine Zeit lang habe ich mich an allen möglichen *Talks* im *NET* beteiligt, natürlich nur im *Audio*-Modus. Ich habe mich mal als *Dike*-Frau, mal als *Idadis*- oder *Berok*-Frau ausgegeben. Bei den *Audio*-

Talks kannst du die sein, die du sein willst. Aber bald hat mich nicht mehr interessiert, was da rumgechattet wird. Fast jedes Gespräch drehte sich um Schönheit und Gesundheit – wie man es vermeidet, die Gesetze der Ästhetik zu verletzen oder der Gesellschaft durch Krankheiten zur Last zu fallen. Als eine der blonden und blauäugigen *Dike*-Frauen anfang, darüber zu klagen, dass ihre Augen nicht mehr richtig blau strahlen würden, dass sie so nachgedunkelt seien, dass man sie schon fast für grau oder – schlimmer noch – für braun wie die Augen einer *Idadis*-Frau halten könne und dass nichts unästhetischer sei als so ein *Markenmischmasch*, habe ich mich endgültig ausgeklinkt.

Deren Probleme möchte ich haben!

Wenn ich mein Äußeres mit den drei beliebtesten *Markengenomen* vergleiche, kann ich fast nur Abweichungen feststellen. Am ähnlichsten bin ich noch dem *Idadis*-Genom mit den Leitmerkmalen brünett und braunäugig. Aber nur entfernt, denn meine Haare sind eben nicht brünett, sondern schwarz, und meine Augen sind sehr, sehr dunkelbraun und noch dazu mandelförmig, meine Nase ist zu schmal und mein Mund zu breit, meine Wangenknochen sind zu hoch geschnitten. Ich erreiche nicht annähernd die für *Markenfrauen* gewählte Größe von 1,80 m, sondern bin nur 1,69 m groß, und mein ganzer Körperbau ist viel zu zart, um einen wohlproportionierten ästhetischen Eindruck zu machen. Ich bin und bleibe ein *Kraut-und-Rüben-Mensch*, eine *No name* eben. Und das habe ich in meinem bisherigen Leben reichlich zu spüren bekommen.

29. Februar

Eigentlich hätte ich gestern noch weiterschreiben wollen, aber mich überkam plötzlich eine große Unlust. Ich habe das Buch zugeklappt und bin ins Bett gegangen. Heute habe ich noch einmal gelesen, was ich gestern schrieb, und mir ist klar geworden, woher meine plötzliche Unlust kam. Ich war genau an meinem wunden Punkt angelangt – bei meiner Andersartigkeit, unter der ich von klein auf gelitten habe. Nein, *von klein auf* ist nicht richtig. An meine Kleinkindzeit habe ich noch unbeschwerte Erinnerungen. In der Frühesten sitze ich auf Tante Isas Schoß, sie berührt nacheinander jeden meiner Finger und erklärt: »Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen, der liest sie auf, der trägt sie ins Haus, und der kleine isst sie alle, alle auf.«

Ich höre noch jetzt ihre jubelnde Stimme, wenn sie beim kleinen Finger angekommen war und mir im selben Moment eine saftige Pflaume in den Mund schob. Ich weiß genau, dass dies meine Erinnerung ist, auch wenn ein Video existiert, in dem Benjamin als kleiner Junge auf dem Schoß unserer Mutter sitzt und sich genau die gleiche Szene abspielt. Benjamin glaubt, ich hätte diese Erinnerung vielleicht nachträglich unbewusst aus dem oft Gesehenen konstruiert, aber ich bin mir völlig sicher, dass es Tante Isas Stimme ist, die ich höre, und ich fühle noch, wie mir der Pflaumensaft die Mundwinkel herunterrinnt.

Ich erinnere mich nicht visuell an Tante Isa, nur an ihre Stimme und ihre Wärme. Von ihr existiert kein einzi-

ges Video und es gibt nur sehr wenige Fotos. Darauf sieht sie Mutter allerdings sehr ähnlich. Beiden war offensichtlich schon die in ihrer Generation bestmögliche *Gen-Aufbesserung* zuteil geworden. Von der dicken Nase ihrer Mutter oder den abstehenden Ohren ihres Vaters findet sich bei den Schwestern nichts mehr. So viel ich weiß, war zur Zeit meiner Großeltern die genetische Kontrolle noch auf die Ausmerzungen von erblichen Krankheiten beschränkt. Wenn ich Bilder von ihnen betrachte, sehen sie so unästhetisch aus wie heute nur die wildwüchsigen *No names*. Und ich.

Da bin ich wieder an dem Punkt angelangt, der mich zur Außenseiterin abstempelt. Ich erinnere mich mit Grausen an meine Einschulung. Da unsere Villa in einem der vornehmsten Viertel der Stadt liegt, waren in meiner Klasse außer mir nur *Markenkinder*. Einige wenige stammten aus nicht ganz so anerkannten Markenlabors, waren nicht ganz so perfekt im Design, aber *wildwüchsig* war außer mir niemand. Schon am ersten Tag spürte ich die abschätzigen Blicke, das verächtliche Tuscheln. Um mich herum bildete sich ein leerer Kreis, dessen Grenze niemand übertrat, als wäre er von einer hohen Mauer umgeben.

In diesem Kreis stehe ich heute noch.

Vor einigen Wochen hat mir Benjamin aus seinem Archiv der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts ein Buch mitgebracht, das zwar in einer ganz anderen Zeit, an einem ganz anderen Ort spielt, aber ich hatte sofort das Gefühl: Dieses Buch handelt auch von mir. Ich will versuchen, es kurz zusammenzufassen:

Irgendwo im Süden der USA hat ein weißes Ehepaar nach einer In-vitro-Fertilisation (im Buch nennen sie es Retortenzeugung) ein schwarzes Baby bekommen. Ein übermüdeter Assistenzarzt hatte bei der Übertragung

in die Gebärmutter die tiefgekühlten Embryonen verwechselt. Die Frau, der das Kind während der Schwangerschaft ans Herz gewachsen war, entschied sich, es trotzdem großzuziehen. Der Junge, der also versehentlich aus einem herrenlosen Embryo, der für die verbrauchende Forschung bestimmt gewesen war, hervorgeht, wuchs nun in dem rein weißen Wohnviertel auf. Als ich von dem Hass, der Ablehnung und Ausgrenzung las, die er in seiner Kindheit erdulden musste, identifizierte ich mich so sehr mit ihm, dass ich oft nicht weiterlesen konnte, weil es mich einfach zu sehr mitnahm. Am Ende des Buches zieht er als junger Mann in eins der Schwarzen-Ghettos, um endlich als Gleicher unter Gleichen zu leben, aber hier muss er erfahren, dass er von seinen Mitmenschen als *Weißneger* abgelehnt wird, weil er nicht ihren Slang spricht, nicht ihre Sitten und Gebräuche kennt und seine ausgezeichnete Bildung ihm als Hochmut angekreidet wird.

Ich musste sofort daran denken, wie ich einmal in den *City-Rapid* gestiegen bin, um mir eins der *Satellitenviertel* real und nicht nur in der *Medienstation* anzusehen. Ich habe es dort nicht lange ausgehalten. Das Schlimmste waren nicht die abbröckelnden Fassaden, das grellbunte Design der Gebäude, der herumfliegende Müll und die ungefilterte Luft – nein, die Menschen waren es, die mich am meisten bedrückten. An vielen Orten lagen geistesabwesende Süchtige herum, während an anderen Cliquen zusammenstanden, die schon durch ihr martialisches Äußeres eine Aura der Bedrohung erzeugten, eine geballte Ansammlung von Leder, Metall und aggressiven Blicken. Bei meinen Versuchen, diesen Cliquen auszuweichen, geriet ich immer weiter in die Schluchten zwischen den Hochhäusern hinein, verlief mich und suchte verzweifelt nach einer *City-Rapid-Station*.

tion, die hier unglaublich spärlich vorhanden sind. Ich sprach eine junge Frau mit zwei kleinen Kindern an, ob sie mir den Weg zur nächsten *CR-Station* sagen könne. Sie verstand mich kaum, wiederholte nur fragend »*City-Rapid?*«, und als sie mir schließlich antwortete, hatte ich Mühe ihr Denglisch zu begreifen. Aber da ich sowohl meine Ursprungssprache Deutsch, auf deren Erhaltung in unseren Eliteschulen viel Sorgfalt verwandt wird, als auch die Weltsprache Englisch beherrsche, konnte ich mir ihr aus deutschen und englischen Wortbrocken zusammengemanshtes Idiom halbwegs übersetzen. Bevor ich mich in die von ihr beschriebene Richtung davonmachte, warf ich noch einmal einen Blick auf ihre beiden Kinder, und obwohl ich es nicht wollte, ekelte ich mich vor ihrer Hässlichkeit. Wie kann eine Mutter es verantworten, so unästhetische Kinder in die Welt zu setzen, dachte ich und schämte mich im gleichen Moment dafür. Die arme Frau hätte ihren Kindern bestimmt auch gern das schönste Design gegönnt, mit dem sie es im Leben zu etwas bringen könnten, wenn sie es denn hätte bezahlen können. Sie traf wirklich keine Schuld.

Aber du, Mama, du hättest mir das teuerste Design der Welt angedeihen lassen können, und ich laufe herum wie einer von diesen *No name*-Menschen hier, die für die meisten nur Abschaum sind. Mama, hast du nicht bedacht, dass sich unsere Nachbarn, meine Mitschüler, alle in meiner Umgebung ständig zusammenreißen müssen, um mir ihren Abscheu nicht allzu offen zu zeigen, so wie ich mich zu einem Lächeln gegenüber diesen *ungestalteten* Kindern zwang?

Ich verließ das *Satellitenviertel*, und ich weiß seitdem, dass ich dort nicht einen Tag leben könnte. Äußerlich bin ich zwar ein *No name*-Produkt wie sie, aber ich bin

durch und durch geprägt von der Kultur der *Markenmenschen*, unter denen ich aufgewachsen bin, wenn auch nur an ihrem Rande.